Landes-
bibliothek
Coburg

31/XII.
1718.

47

Coburger
Landes-
Bücherei

Prinz Amaranth

mit der

großen Nase;

eine

moralische Erzählung

aus

den Jahrbüchern der Regierung König Dideltapp des Großen

und

dessen Gemahlin, Kikelkakel der Weisen;

Nebst

historischen Nachrichten von der Königin Carunkel, dem Prinzen Hämpeditchen und dem Zauberer Talpatsch

von

J. F. Jünger.

Erstes Bändchen.

Berlin 1799,
bey Karl August Nicolai, Sohn.
Buchhändler, am Gensd'armenmarkte, neben der Lotteriedirektion, dem franz. Thurm gegenüber.

Coburger Landes-Bücherei

Dem

Herrn Geheimenrath Selle,

Königlichen Leibarzt, Mitglied der Akademien
zu Berlin, Stockholm, London, Madrid.

ehrerbietigst gewidmet
von
dem Herausgeber.

Tausende danken Ihnen ihr Wohlseyn, ihre Heiterkeit, ihre Thätigkeit — ich danke Ihnen mein Leben, das Sie der hartnäckigen Wuth einer langwierigen Krankheit mit erfahrner Hand entrissen. Mehr als dies zweifelhafte Geschenk danke ich Ihnen die herzliche Theilnahme, die freundschaftliche Behandlung, durch welche Sie die trüben Stunden an einem Krankenbett, den hülfrei-

chen Trost, durch den Sie meinen Geist erheiterten. Ein Bedürfniß fühle ich, Ihnen zu danken und die Dankbarkeit, weiß ich, hat das Vorrecht, daß man ihre geringe Gabe, daß man selbst ihren guten Willen nicht verschmäht. Möchte dies Büchlein nur eine frohe Viertelstunde dem Manne verschaffen, der Vätern ihren Sohn, Bräuten ihren Geliebten, Schwestern ihren Bruder schenkte — der Heiterkeit und Muth in Andrer Existenz legte — möchten die Wünsche so vieler für die Heiterkeit und die Gesundheit dieses Mannes bald in Erfüllung gehn! —

Vorbericht des Herausgebers.

Der Herausgeber dieses launigen Fragments aus dem Nachlasse des verewigten Jüngers hat geglaubt, es dem deutschen Publikum, das eben keinen zu großen Vorrath von Werken des Witzes besitzt, nicht vorenthalten zu dürfen. Die leichte und treffende Ironie, der leise Spott, die muntre Heiterkeit des Witzes, die Menge guter Einfälle schienen ihm der Erhaltung nicht unwürdig zu seyn. — Die Bittschrift der Unterthanen von Plicktri um die Erlaubniß ihren Monarchen lieben zu

dürfen, das Hofdekret des Monarchen über diesen Gegenstand, die Gedankensteuer, die Illumination des Rathhauses durch die Köpfe der wohlweisen Rathsherren, die Einfälle, daß die Prinzen ein geschenktes Handwerk haben und daß die Aerzte in Pliktri nach den Landesgesetzen niemanden, ausser den Patienten, die sie in der Kur hatten, umbringen durften mancher andre witzige oder naive Einfall in diesen wenigen Bogen wird auch dem ernsten Leser ein kleines Lächeln abzwingen, so wie der leichte, anspruchslose, muntre Ton, der in diesen Blättern, wie in allen Schriften Jüngers herrscht die Lektüre erleichtert. Der frühe Tod dieses Mannes, der auch als Mensch Achtung und Liebe verdiente, ist in der That für Deutschlands schöne Litteratur ein großer Verlust. Was hätte er nicht bey seiner Jugend, seiner Thätigkeit, seinem Geschmak und den Verhältnissen, die ihn

umgaben und nothwendig seinen Geist ausbildeten, seine Phantasie stärkten, seine Menschenkenntniß vermehrten, in Zukunft leisten können! Zumal da er, pretensionlos und nicht sklavisch Einem großen Muster ergeben, sein Talent in keine fremde Formen zwang, nicht mit Verzichtleistung auf eigne Originalität irgend einem berühmten Namen nacheiferte, eine Wuth, die so viele junge Schriftsteller von Talenten oder Anlagen verdirbt, indem sie ihrem Geschmack eine unselige Einförmigkeit, ihnen selbst den Wahn giebt, sie seyen fertig, wenn sie die Manier des geschätzten Musters, mit allen ihren kleinen Flecken (die sie am treusten kopiren) erreicht haben. Die großen Muster dieser kleinen Geister — Shakspeare und Goethe handelten nicht eben so, banden sich nie sklavisch an ein Muster, zwangen nicht ihren Genius durch die Fesseln stumpfer Bewunderung (das sicherste Kennzeichen

eines halben Genies) in eine ihm fremde Form. Sie warfen ihren freyen Blick in die unendlich mannigfaltige Natur, in das lehrreiche, jedem ofne Buch des Lebens, sie beobachteten den Menschen selbst in allen Aeusserungen seiner Leidenschaften, in den Triebfedern seiner Entwürfe, in allen Eigenheiten und Sonderbarkeiten seines Geistes und Herzens endlich zogen sie, gleich fleißigen Bienen, aus dem Studium der mannigfaltigen Werke der Alten und Neuern Honig und gaben ihrem Geschmak durch Lektüre und Umgang lebendige Nahrung. Wenn man in den Schriften dieser beiden großen Dichter häufige Beweise dieser Behauptung und Spuren gründlicher Kenntnisse, des Studiums der Alten, der Belesenheit in heterogenen Fächern findet; so ist dagegen das sicherste Wahrzeichen ihrer unberufnen Nachbeter von dem nüchternen Peter Leberecht bis zu den pretiösen Rhap-

sodisten im Athenäum, eine unglaubliche Leerheit des Geistes, eine drückende Einförmigkeit und Mattigkeit der Phantasie, eine Kränklichkeit des Gefühls, ein großer Reichthum an schallenden aber nichts sagenden Worten, ein gänzlicher Mangel an Gelehrter- und Menschenkenntniß, sogar an Lektüre — ihre Lieblinge, die ihnen alles sind, ausgenommen — ein ängstliches Bestreben, etwas Neues, Großes, Auffallendes zu sagen; sollte es auch — wie oft — unter blendenden Worten eine Absurdität seyn. Die Muskeln dieser auf Stelzen gehenden Zwerge sind in einer beständigen krampfhaften Bewegung, um sich auf ihren Stelzen zu erhalten und nicht in den Staub ihrer Geistesarmuth und Geschmacklosigkeit hinunter zu purzeln, sie halten sich für so groß, als sie sich selbst auf ihren Stelzen scheinen und schimpfen auf die Menge,

die sie nicht bemerken will. Platitüden in ungeheuren Worten, Unsittlichkeit aus Kunstliebe, ein ästhetisch = mystisch = philosophischer Nimbus müssen bey ihnen die Abwesenheit der Kenntnisse und Talente verbergen. Wie heilsam wäre eine Opposition gegen diese in unsrer Litteratur herrschen wollende Parthie, deren großes Muster selbst eine Opposition gegen die damals herrschende dogmatische Parthey machte — die von einer äusserst partheyischen Kritik auffallend unterstützt wird. Wie treffend paßt auf diese Clicque von kostbaren Geniemännern das Orakel der Fee Karunkel über Prinz Amaranth:

„Unstät und flüchtig irre er umher, „errege überall durch seine große Nase „große Erwartungen von seinem „großen Verstande und nicht eher befrie„dige er diese Erwartungen, als bis er „einsieht, daß seine Nase zu groß ist.“

Ich weiß, daß Jünger nicht das Glück hatte, zu dieser Clicque zu gehören, und deshalb finden ihn diese aufgeblasne Geniekrämer mit einem verächtlichen Naserümpfen, platt. Denn natürlich, wer seine Bildung aus den Franzosen schöpfte (und wäre es Wieland selbst) muß platt seyn — wenn schon Jünger seine Muster mit mehrerem Verstande und grösserer Geistesfreyheit nutzte, als diese Herren den geduldigen Shakspeare und Göthe, in welchen man, wie in der Bibel, alles finden kann, was man mit eifrigem und gläubigen Herzen sucht — auch Unvollkommenheiten und Fehler.

Ich habe nicht gewagt dem unvollendeten Werke Jüngers eine Zeile zuzufügen oder zu entziehen. So leicht Jüngers Styl zu seyn scheint, so schwer ist er in der That nachzuahmen. Es ist kein Zweifel, daß unter der Menge

schreiblustiger Romanschreiber, sich vielleicht mehrere unberufne Fortsetzer finden werden. Diese mache ich aufmerksam auf den Entwurf der Geschichte, der in der Prophezeyung S. 45 zu liegen scheint, so wie auf Jüngers muthmaßlichen Zweck: die Mängel und Thorheiten eines leicht kenntlichen Landes und Hofes in seinem anscheinend unbefangnem Märchen zu schildern. Dieser Hof scheint ihm und seinem Nachfolger die Arbeit immer leichter machen zu wollen, und beut Stoff hinreichend zu zwölf Dutzend Kapiteln. Wahrscheinlich hätte Jünger ein interessantes Buch geliefert; in der Prophezeyung der Fee Karunkel liegt eine glückliche Idee, die mit Laune bearbeitet, fruchtbaren Stoff zu einer unterhaltenden Satyre beut.

Nachschrift des Verlegers.

Von einem, beym Publikum beliebten Schriftsteller habe ich bereits das Versprechen der Fortsetzung dieses Werks nach Jüngers Plan und in seiner Manier, soviel diese von einem Andern erreicht werden kann. Diese Fortsetzung, mit einem Kupfer geziert, wird in der Michaelismesse 1799 erscheinen.

Zugleich benachrichtige ich die Liebhaber der Jüngerschen Schriften, daß dessen Fritz allerdings fortgesetzt wird; der 5te Band ist unter der Presse und 12 Bogen sind bereits gedruckt. Durch Krankheit des Fortsetzers ist die Erscheinung desselben verspätet. Dieser Band enthält viel Abwechselungen, da der Held in demselben die große Welt und den Hof in der Residenz kennen lernt, verschiedene interessante Bekanntschaften macht, auch allerhand Abentheuer besteht.

Ludwig Tieck's sämmtliche Werke, XII. Bände. Mit Kupfern, 8. Leipzig und Berlin 1799.

Mit lebhaftem Vergnügen ersehe ich aus dem Athenäum der Herren Gebrüder Schlegel und der Allgem. Litteratnrzeitung, daß die Schriften des Herrn Joh. Ludw. Tieck allhier zu den Meisterwerken unsrer Nation gehören, daß sie weit unterhaltender, geistreicher und tiefer als Lafontaine's Romane sind, und den unsterblichen Werken Göthe's, Schillers und der beiden Schlegel an die Seite gesetzt werden dürfen. Das Glück habe ich, der Verleger der mehrsten dieser Schriften zu seyn. Aber ein gewinnsüchtiger Nachdrucker hat mir den besten Gewinn weggeschnappt. Von den Originalausgaben habe ich daher noch einen größern Vorrath, als es sich für den Geschmack des deutschen Publikums schickt. Ich sehe mich daher gedrungen, um jenen schändlichen Nachdrucker in seinem Werke der Finsterniß zu stören, und aus reinem Patriotismus für das deutsche Publikum diese Schriften zu der Hälfte des Ladenpreises auf ein halbes Jahr a dato dem Publikum anzubieten; unpartheyische Rezensenten und Zeitungsausgeber, welche diese Nachricht bekannt machen, erhalten noch Rabatt. Die einzelnen Werke habe ich unter dem Haupttitel:

Ludwig Tiecks sämmtliche Werke in 8. in 12 Bänden, gesammelt.

Die
große Nase.

Eine
moralische Erzählung
in
Zwölf Dutzend Kapiteln,

von

J. F. Jünger.

Huc propius me,
Dum doceo insanire omnes, vos ordine adite!
Hor. Serm. Lib. II. 3.

Erstes Dutzend.

Das Erste Kapitel.

„Also der Prinz hat eine so große Nase?“ fragte die Königin.

„Eine entsetzlich große Nase, Ihro Majestät!“ erwiederte der Hofmarschall.

„Das macht mir eine sehr gute Idee von ihm,“ sagte die Königin, „denn ich habe immer gehört, eine große Nase ist bey einem Manne das Zeichen eines großen Verstandes.“

„Wohl angemerkt,“ schrie der König, der in seinem Lehnstuhle saß und Soldaten von Papier ausschnitt, und fühlte bey diesen Wor-

ten geschwind an seine Nase, die eben nicht unter die Kleinen gehörte.

Die Königin warf ihm einen halb mitleidigen, halb höhnischen Seitenblick zu, als wollte sie sagen: „Keine Regel ohne Ausnahme!“

Man darf aber ja nicht glauben, die Königin habe das wirklich gesagt! Bey Leibe nicht! Unter andern Eigenheiten, wodurch sich der Hof von Plicktri von allen übrigen bekannten und unbekannten Höfen aller bereits entdeckten und noch zu entdeckenden Welttheile unsrer Erdkugel auszeichnete, war vorzüglich auch die, daß man sich das nie in das Gesicht sagte, was man von einander dachte. Meine Leser können hieraus ohngefähr schließen, was für eine sonderbare Art von Hof das war.

Das Zweyte Kapitel.

Regis ad exemplum totus componitur orbis, sagt das Sprichwort; ich kann es Ihnen also gar nicht verdenken, wenn Sie durch eben erwähnten Umstand neugierig gemacht worden

sind, zu wissen, wo denn eigentlich das Königreich Plicktri liege? Aber unglücklicher Weise kann ich Ihnen keine Auskunft darüber geben, meine lieben Leser! denn der chaldäische Autor, nach dessen Handschrift ich dieses äußerst merkwürdige Werk bearbeite, und zwar frey bearbeite — das heißt, ich lasse die Stellen weg, die ich nicht verstehe: Sie brauchen aber deswegen nicht zu fürchten, daß das Buch zu klein wird, denn ich thue in dergleichen Fällen schon so viel von dem Meinigen dazu, daß die Seitenzahlen komplet werden — erwähnt auch kein Wort davon: Und ich habe alle mögliche mir bekannte Geographien, vom Pomponius Mela De situ orbis angefangen bis auf den kleinen Hager und großen Büsching, nachgeschlagen, und finde nirgends etwas, das mir einen Fingerzeig geben könnte.

Bloß am Ende des Manuscripts finde ich einen kleinen Anhang, der mir aber nicht von dem nämlichen Verfasser, und also nicht ganz zuverlässig zu seyn scheint: Denn erstlich sind die Schriftzüge, wenn man sie aufmerksam ver-

gleicht, viel neuer als die des Manuscripts, und denn ist auch das ganze Manuscript auf Papyrus oder ägyptisches Papier geschrieben — ein Umstand, der für das Alter dieser Handschrift entscheidend beweist, denn wie Graf Maffei mit der größten Wahrscheinlichkeit behauptet, hat das ägyptische Papier schon im fünften Jahrhundert nach Christi Geburt aufgehört — und das Blatt, auf welches dieser Anhang geschrieben ist, scheint ohne Widerspruch Baumwollenpapier zu seyn; und das älteste Manuscript, das Montfaucon auf dergleichen Papier fand, war vom Jahr tausend und funfzig; und er beweist mit vielem Scharfsinne, daß der Gebrauch des Baumwollenpapiers im neunten Jahrhundert aufs früheste aufgekommen ist: Folglich ist dieser Anhang offenbar um volle vierhundert Jahre neuer als das Manuscript.

Ferne sey es indessen von mir, daß ich meine Leser auch nur um das geringste bringen wollte. Ich theile Ihnen also hiermit diesen Anhang, so unzuverlässig er mir auch scheint, in einer

getreuen Uebersetzung mit; Sie mögen Sich daraus nehmen, was Sie wollen. Er lautet aber also:

„Als ein gewissenhafter und pünktlicher Geschichtschreiber hätte ich eigentlich etwas von der Lage des Landes Plicktri sagen sollen; aber ich mache gern dann und wann, so viel es sich thun läßt, dem Scharfsinne meiner Leser ein Compliment, damit Sie bey vorkommender Gelegenheit dem meinigen wieder eines machen, denn eine Höflichkeit ist der andern werth: Und so überlasse ichs also Ihrem Scharfsinne, diesem Königreiche Plicktri auf die Spur zu kommen. Denjenigen, die etwa Lust haben oder bekommen sollten, es in Person aufzusuchen, kann ich zur Nachricht sagen, daß es so vortheilhaft gelegen ist, daß man aus allen europäischen Seehäfen dahin kommen kann, man mag sich einschiffen, wo man will, so wie zum Beyspiel, einer der von Altona nach Hamburg wollte, doch dahin kommen würde, wenn er auch

seinen Weg über Peking nähme. Das ist eine weise Einrichtung in dieser Welt, für die wir der gütigen Vorsehung nicht genug danken können, ohngefähr so wie die, daß sie, wie schon vor mir ein gelehrter und gründlicher Theolog angemerkt hat, fast immer an großen Städten große Flüsse vorbeygeleitet hat."

Das Dritte Kapitel.

Der Monarch, der dieses Königreich beherrschte, hieß Dideltapp. Ein seelenguter Mann, der gerade so viel Kopf hatte als er brauchte, um seine Krone mit gehörigem Anstande tragen zu können.

Der Hofpoet, ein Mann, der überhaupt jedes Ding beym rechten Nahmen zu nennen wußte, nannte ihn an jedem Neujahrtage in einer Ode Dideltapp den Großen; und dafür bekam er jährlich sechs hundert Schachschachs, eine Münze, die ohngefähr so viel gilt,

als bey uns ein Dukaten: Man muß sich darüber nicht wundern, denn der Hofpoet war ein Ausländer, und es war in Plicktri Sitte, daß man die Ausländer viel besser bezahlte als die Inländer *).

*) Da lobe ich mirs doch in unserm lieben deutschen Vaterlande! Unsre Fürsten wissen vaterländisches Verdienst besser zu schätzen! Man nenne mir doch einen einzigen deutschen Hof, wo ein armseliger wälscher Reimschmidt so theuer dafür besoldet würde, daß er etwa im Jahre eine oder zwey sinn- und hirnlose italiänische Opern schreibt und zum Neuenjahr einen Glückwunsch macht! Nein! Wie gesagt, dazu sind unsre deutschen Landesväter viel zu klug, und viel zu gut gegen ihre Landeskinder gesinnt! Daher giebt es aber auch unter den deutschen Geistesprodukten kein einziges dem man es anmerken könnte, daß es der Verfasser aus Hunger schrieb, und daher ist unter den deutschen Autoren kein Einziger, dem man nachsagen könnte, daß er sich durch Geldmangel zu irgend einer Niederträchtigkeit verleiten ließ. Unter Niederträchtigkeiten verstehe ich Speichelleckereyen, zu gewissen Behufen bestellte Arbeiten, Zoten, oder gar † † † Pasquille! — Das macht alles, weil

Der König gab ihm dann noch gewöhnlich eine goldne Dose oder Uhr obendrein, denn er bildete sich etwas darauf ein, ein recht großer Dideltapp zu seyn.

wir in zu gutem Futter stehen! Was ich aber fürchte ist, daß wir durch gar zu große Auszeichnung und Freygebigkeit von oben herab zu sehr verwöhnt werden. Gewiß ists, daß Frankreich seine abgeschmacktesten Stümper, seine Corneille, Racine, Moliere, Menage u. s. w. meistens der Freygebigkeit Ludwigs des Vierzehnten verdankt. Ich will also die deutschen Fürsten hiermit gewarnt haben, ja nicht zu verschwenderisch gegen deutsches Verdienst zu seyn, und lieber etwas mehr auf ihre Jagdhunde, Pferde und Operisten zu verwenden. Um die Sache recht ad oculos zu demonstriren, will ich zum abschreckenden Beyspiele aus Colberts hinterlassenen Papieren folgenden Pensionsetat hersetzen, den besagter Ludwig der Vierzehnte im Jahre 1663 sanctionirte.

Au Sieur de la Chambre Med. ord. du Roi, excellent homme pour la Physique et pour la connoissance des passions et

Einmahl nannte er ihn Dideltapp den Weisen, und das hätte den armen Teufel beynahe um seine sechshundert Schachschachs ge-

des ſens, dont il a fait divers ouvrages fort estimés, une Penſ. annuelle de	2000 l.
Au Sieur Conrard, lequel ſans connoiſſance d'aucune autre langue que ſa maternelle eſt admirable pour juger de toutes les productions de l'eſprit, une Penſion ann. de	1500 -
Au Sieur le Clerc excellent Poete franc.	600 -
Au S. P. Corneille premier Poete dramatique du Monde	2000 -
Au S. Desmaretz le plus fertile Auteur et doué de la plus belle imagination qui ait jamais été	1200 -
Au S. Menage excellent pour la Critique	2000 -
Au S. Ab. de Pure, qui ecrit l'hiſtoire en latin pur et elegant.	1000 -
Au S. Boyer excellent Poet francois	800 -
Au S. Corneille le Jeune bon Poete dram.	1000 -
Au S. Moliere excellent Poete comique	1000 -
Au S. Benſerade Poete franc. fort agreable	1500 -
Au P. le Cointre de l'Oratoire habile pour l'Hiſtoire	1500 -
	16100 l.

bracht, denn die Königin sah das für einen frevelhaften Eingriff in ihre Rechte an, weil sie fünfhundert Academisten mit schweren Kosten

latus	16100 l.
Au S. Godefroi Historiogr. du Roi	3600 -
Au S. Huet de Caen grand Personage qui a traduit Origene	1500 -
Au S. Charpentier Poete et Orateur franc.	1200 -
Au S. Abbé Cotin id.	1200 -
Au S. Sorbieu Savant ès Lettres humaines	1000 -
Au S. Dauvrier id.	3000 -
Au S. Ogier, consommé dans la Theol. et les Bel. Lettres	1500 -
Au S. Vallier professant parfaitement la Langue Arabe	600 -
A l'Abbé le Vayer Savant ès belles Lettres	1000 -
Au S. le Laboureur habile pour l'Histoire	1200 -
Au S. de Sainte Marthe id.	1200 -
Au S. du Perrier Poete Latin.	800 -
Au S. Flechier Poete francois et Latin	800 -
Aux Sieurs de Valois freres qui ecrivent l'Hist. en Latin	2400 -
Au S. Mauri Poete Latin	600 -
Au S. Racine Poete francois	800 -
	38500 l.

dafür besoldete, daß sie sie in ihren Memoires und Abhandlungen ausschließungsweise Kickelkackel die Weise nennen mußten.

In einigen wenigen Urkunden findet man auch Dideltapp der Geliebte, und mit diesem Beynahmen hat es folgende Bewandniß:

latus	38500 l.
Au S. Abbé de Bourzeis, consommé dans la Theologie positive scholastique, dans l' histoire, les Lettres humaines et les Langues orientales	3000 -
Au S. Chapelain le plus grand Poete francois, qui ait jamais été, et du plus solide jugement	3000 -
Au S. Abbé Cassagne Poete, Orateur et Savant en Theologie	1500 -
Au S. Perrault habile en Poesie et Bel. Lettres	1500 -
Au S. Mezerai Historiographe	4000 -
Aux Savans etrangers Heinsius, Vossius, Huyghens (Hollandois, qui a inventé les pendules) et Becklerus à chacun 1500 liv.	6000 -
P. t.	57500 l.

Gleich in den ersten fünf Minuten seiner glorreichen Regierung überreichten die allergetreuesten Stände im Nahmen aller getreuen Unterthanen seiner Majestät eine unterthänige Bittschrift, in welcher sie um die allergnädigste Erlaubniß anhielten, seine Majestät lieben zu dürfen. Der König, ein viel zu bedächtlicher, behutsamer und vorsichtiger Regent, um über dergleichen äußerst wichtige Gegenstände selbst zu entscheiden, versammlete sein geheimes Staatsconseil und trug ihm den Fall vor. Das Conseil, das in solchen Fällen wenigstens eben so bedächtlich zu Werke ging als seine Majestät,

Ich bitte meine Leser um dieser langen Note willen um Verzeihung, aber die Sache geht mich ein wenig mit an, weil ich selbst Autor bin. Ich weiß es aus Erfahrung wie es einem ist, den der Haber sticht, zumahl seit die dermahlige Theatralvicedirektion für gut befunden hat, mir die sechshundert Gulden, oder welches auf eines hinausläuft 2400 Livres wieder wegzunehmen, mit denen mich der verewigte Joseph der Zweyte begnadigte.

Anm. des Uebersetzers.

getraute sich auch nicht darüber zu entscheiden, weil das Recht, den König zu lieben, nach alter hergebrachter Gewohnheit ein ausschließendes Recht der Königin sey. Die Sache ging also an diese.

Kickelkackel war eine gute liebe Dame, die ihrem Volke recht gern eine unschuldige Freude gönnte. Ueberdem war sie auch schon seit drey Tagen mit dem König vermählt, und folglich auf das Privilegium exclusivum, ihn zu lieben, nicht so sehr mehr versessen, da sie außerdem noch andere und viel wichtigere und anziehendere Regierungssorgen auf ihrem landesmütterlichen Herzen hatte.

Es wurde also mit Genehmhaltung und auf Befehl der Königin ein allerhöchstes Hofdekret publicirt, vermöge dem es allen und jedem preis gegeben wurde, Seine Majestät den König als ihr rechtmäßiges Oberhaupt zu lieben, so lange, so aufrichtig und so sehr sie nur immer wollten.

Das war der erste Beweis, den das erhabne Fürstenpaar seinem Volke von seiner ausgezeichneten Huld, Gnade und Herablassung gab, und man denke, ob das Volk davon gerührt wurde!

Das Vierte Kapitel.

Die Plicktrier hatten unter andern Nationaltugenden, die sie vor manchen ihrer Nachbarn auszeichneten, einen Freyheitssinn, über den nichts ging. Und das war auch kein Wunder: Sie sogen diesen Freyheitssinn, so zu sagen, mit der Muttermilch ein.

Von Erziehung war unter ihnen keine Rede. Die lieben Eltern hatten die lieben Kinder nur so lange in der Gewalt, als sie sie im eigentlichsten Verstande des Worts im Gängelbande führten. Waren sie einmahl da heraus, so ließen sie sie laufen wie sie wollten, und die lieben Kinder liefen dann eben so schief wie ihre lieben Eltern gelaufen waren und noch liefen, und eben aus dieser Ursache durften ihnen die lieben Eltern keine Vorwürfe darüber machen.

Der Finanzminister machte einmahl den Versuch, eine Gedankensteuer einzuführen; aber bey näherer Beleuchtung fand es sich, daß nicht der tausende Theil von dem herauskam, was das bey der Gedankensteuerkommission angestellte Personale kostete, weil sich die Plicktrier im Ganzen genommen gar nicht mit dem Denken abgaben: denn unter den Punkten, die der jedesmahlige König bey seiner Thronbesteigung feyerlichst beschwören mußte, war unter andern auch der, daß er ihnen vollkommene Freyheit lassen wollte, ob sie denken wollten, oder nicht? und da sie es so wohlfeil und bequem haben konnten, so fiel es wenigen unter ihnen ein, sich mit Denken abzugeben.

Besonders machten sich ihre Schriftsteller diese Freyheit wirklich zu Nutze. So hat zum Beyspiel einer ihrer beliebtesten und fruchtbarsten dramatischen Autoren zwey hundert sechs und neunzig Schau- und Trauerspiele geschrieben denn mit Lustspielen machte man dorten kein Glück, weil die Plicktrier lieber weinten

als lachten — und in allen diesen zwey hundert sechs und neunzig Stücken findet man, genau gezählt, sieben und zwanzig gesunde Gedanken, die der Autor noch dazu, wie man behaupten will, aus Romanen entlehnt hat *).

Ohngefähr zwey tausend Jahr vor der Epoche in welche diese Geschichte fällt, hatten die Ministers von Plicktri immer einen er-

*) Ich habe mir alle Mühe gegeben, wenigstens eines von diesen Stücken aufzutreiben, um es in der Uebersetzung diesem Bande anzuhängen, damit meine deutschen Landesleute doch eine Idee bekämen, wie ein Schauspiel aussieht, das aus einem Romane entlehnt ist, denn bey uns müßte das eine äußerst seltne Erscheinung seyn: Aber umsonst! Unsern Nachkommen kann das, Dank sey es der Erfindung der Buchdruckerkunst, mit unsern Theaterstücken schon nicht so gehn, besonders seit es in manchen Ländern so viele privilegirte ehrliche Leute giebt, die zur Ausbreitung der Literatur fast jedes Stück, das nur ein wenig Aufsehen macht, für 5 und 7 Kreuzer so oft als möglich vervielfältigen.
Anm. des Uebersetzers.

klärten Dummkopf an die Spitze der Censur gestellt, von welchem sie gewiß überzeugt waren, daß er kein Buch passirte, durch welches gesunde Begriffe unter das Publikum kommen konnten, weil es ihnen, aus Ursachen, die mein Autor anzuführen vergessen hat, daran lag, das Volk in einer gewissen Lethargie zu erhalten: Jetzt war das ganz anders! Jeder Autor durfte alles was er nur wollte, drucken lassen: Nur mußte er sich die kleine Unbequemlichkeit gefallen lassen, für sein gedrucktes Buch verantwortlich zu seyn. Das heißt, man befragte ihn über diese und jene Sätze, die er aufgestellt hatte, und die allenfalls einem oder dem andern der Herren am Ruder nicht behagt hatten: Behagten diesen dann seine Erläuterungen darüber auch nicht, so hatte er nichts weiter zu besorgen, als eine fünf- oder zehnjährige Gefängnißstrafe. Kurz, es herrschte eine vollkommene Preßfreyheit in Plicktri.

Ueber die Regierung durften sie in allen öffentlichen Häusern ihre Meinung so frey äußern, als sie nur immer wollten, ohne daß sie

das geringste dabey wagten, als, im Fall daß sie denunzirt wurden, eingezogen zu werden, oder, wenn das Schlimmste zum Schlimmen kam, höchstens fünf und zwanzig oder funfzig Stockprügel: Und das finde ich meines Orts äußerst gerecht und billig. Eine Regierung, die auf philosophischen und festen Grundsätzen beruht, und die von helldenkenden und gutgesinnten Menschen verwaltet wird, muß auf ihren Guten Ruf halten *).

*) Wenn mein Chaldäer hier keinen übel angebrachten Spaß machen will, so hat er sich vermuthlich verschrieben, oder die Schuld liegt am Abschreiber des Manuscripts. Unter der Regierung des größten philosophischen Königs der Welt, Friedrichs des Großen giebt es, so viel ich weiß, kein einziges Beyspiel, daß irgend einer seiner Unterthanen über Meinungen wär verantwortlich gemacht worden. Sein Grundsatz, der ihn in den Herzen aller guten Menschen ewig unvergeßlich machen wird, war der: In meinen Staaten kann jeder glauben und denken was er will, wenn er nur handelt wie er soll.

Anm. des Uebersetzers.

Sie hatten Freyschulen, in welche die Zöglinge vollkommen frey aufgenommen wurden, nur war der kleine Umstand dabey in Erwägung zu ziehen, daß sie ihren Eltern oder Verwandten dem ohnerachtet noch einmahl so theuer zu stehen kamen, als ihre Erziehung in andern Ländern gekostet haben würde.

Ihre philosophischen Hörsäle erschollen von den Worten Freyheit und Menschenrechte aus allen Ecken wieder, so lange der Philosoph, der diese Sätze vortrug, noch keinen festen Gehalt hatte; so bald aber die Lehrstunde vorbey war, kroch dieser Philosoph mit einem Katzenrücken in den Vorzimmern der Großen herum, um den praktischen Versuch zu machen, ob diese seine Sätze gegen eine jährliche Pension von hundert oder hundert funfzig Thalern Stich hielten? Und richtig ergriffen sie gleich bey der ersten Quartalzahlung die Flucht!

Was die Religion betraf, so herrschte in den Staaten des Königreichs Plicktri vollkommne Toleranz. Jeder durfte glauben

was er wollte. Wenn aber die Bonzen ja den oder jenen auf einer kleinen Ketzerey ertappten, so jagten sie ihn höchstens von Amt und Brod, zogen seine Güter ein, schlossen seine Kinder von allen künftigen Erwartungen und Ansprüchen aus, und ließen ihm übrigens wie vorher, die vollkommne Freyheit zu denken und zu glauben was er wollte. Das nenn ich mir doch Denk- und Gewissensfreyheit! Das ist doch wenigstens viel toleranter, als man vor einigen hundert Jahren war, wo die armen Teufel von Ketzern am Spieße gebraten wurden, wie bey uns die Truthäne?

Das Fünfte Kapitel.

Diesem unvertilgbaren Freyheitsgeiste zufolge fragten die Plicktrier bey ihren Obrigkeiten an, „ob es ihnen erlaubt sey, sich über die Gnade ihres neuen Monarchen zu freuen?“

Die Obrigkeiten, welche eben so freye Leute waren als die Unterthanen, getrauten sich nicht

über diese allerunterthänigste Anfrage zu entscheiden, und trugen sie also allerhöchsten Orts vor.

Dießmahl wären aber die armen Teufel mit ihrer allerunterthänigsten Anfrage allerhöchsten Orts beynahe übel angelaufen!

Die Sache war diese:

Dideltapp hatte ganz unglaublich viel militärischen Geist. Er war der größte Held, der einsichtsvollste Feldherr in Friedenszeiten, den es je gegeben hat; denn wenn es Krieg gab, so blieb er fein zu Hause, und das bloß um seinen Unterthanen aus landesväterlicher Liebe ein Leben zu erhalten, das ihnen so theuer war: Was das letzte betrift, hatte er nicht unrecht, denn die Plicktrier hatten mehr Steuern und Abgaben als alle ihre Nachbarn, und in diesem Verstande war die Existenz ihres Königs für sie immer sehr theuer.

Um also seinem militärischen Geiste wenigstens zu Hause immer frische Nahrung zu geben, hielt er fleißig taktische Uebungen, das

heißt: Er schnitt Soldaten von Papier aus, stellte sie auf einem großen Tische in Schlachtordnung, und lieferte sich dann die fürchterlichsten, grausamsten Schlachten; Schlachten, von denen man in den Jahrbüchern aller bekannten Staaten kein Beyspiel aufzuweisen hat. Durch dergleichen immer fortgesetzte Uebungen hatte er es in der Taktik so weit gebracht, daß er sich fast alle Bataillen selbst abgewann.

Ueberhaupt war König Dideltapp ein großer, ein einziger Mann. Wenn niemand um ihn war, so war er der Einzige im Zimmer. Befand er sich unter seinen Generalen, so war er der einzige Staatsmann unter ihnen. War er unter seinen Staatsministern, so war er im ganzen hochahnsehnlichen Collegio der einzige General; und wenn die Königin ausfuhr, so war er ohne Widerrede der größte und unumschränkteste Monarch in der ganzen königlichen Burg. Das sagte ihm selbst der Neid nach, und der Neid in Plicktri hat von jeher die gute Gewohnheit gehabt, sehr aufrichtig zu seyn.

Das Sechste Kapitel.

Dideltapp war eben in eine der oberwähnten taktischen Uebungen vertieft, als dem jourhabenden Cammerherrn vom Magistrate das Memorial „die Freude der allergetreuesten Unterthanen betreffend" übergeben wurde.

Beyde papierne Armeen waren hart an einander. Dideltapp befand sich in der mißlichsten Lage von der Welt; wenn er sich nicht entschließen wollte eine äußerst gefährliche Unternehmung zu wagen, so riskirte er wirklich eine Bataille gegen sich selbst zu verliehren: Und dann war es um einige Blätter aus dem Lorbeerkranze, der auf seinen Gold- und Silbermünzen seine königliche Scheitel umschlang, geschehen gewesen!

Diese Unternehmung bestand in nichts wenigerm, als den Feind aus einer sehr vortheilhaften Position zu vertreiben, die noch dazu von seiner ganzen Hauptmacht unterstützt wurde.

Dideltapp hatte eben die ganze papierne Generalität um sich her versammelt und hielt Kriegsrath mit ihnen, und bey diesem Geschäft war er immer am allerzufriedensten mit sich selbst; denn das waren eigentlich die Momente, in denen er die ganze Ueberlegenheit seiner Macht und Weisheit in ihrer wahren Größe fühlte: Auch kein einziger von seinen papiernen Feldmarschällen getraute sich anderer Meinung zu seyn, als seine Majestät; alle stimmten blindlings ein, denn so papieren sie auch waren, so fühlten sie doch, daß seine Majestät unendlich mehr Einsicht und Kenntnisse besäß.

Das Siebente Kapitel.

Dideltapp war eben im vollen Genuß seiner Herrlichkeit und Größe. Das zu seiner Unternehmung bestimmte Corps war schon detachirt, aber unglücklicherweise marschirte es zu nahe am Rande des Tisches, der dicht am Fenster stand; der Tag war sehr stürmisch, und indem der Cammerherr die Thür aufmachte,

gabs einen so gewaltigen Luftzug, daß das Fenster auffuhr und das ganze Detaschement, bis auf einige wenige Mann, die vermuthlich vom Schicksal für einen ihrer würdigern Heldentod bestimmt waren, zum Fenster hinausflog. Unglücklicherweise gingen die Fenster des Schlosses auf einen großen Fluß: Es war also keine Möglichkeit vorhanden, sie zu retten!

Der König, wie wir schon weiter oben angemerkt haben, oder, wenn wir es nicht gethan haben, es hätten thun sollen, war, wie sich's ohnehin von jedem König versteht, ein äußerst menschenfreundlicher Monarch; man denke also, wie weh es ihm thun mußte, einen so ansehnlichen Theil seiner Armee — und da der Coup äußerst gefährlich war, so hatte er natürlicherweise den bessern Theil seiner Mannschaft dazu ausgesucht — so mal a propos dahingeopfert zu sehn! Er war für Wuth und Verzweiflung ganz außer sich. Er riß dem Cammerherrn das Memorial aus der Hand, trat es mit Füßen, und warf es hinter den Soldaten drein in den Fluß. Als er im besten Schimpfen und Toben war, bemerkte

er in den Händen des Cammerherrn, der mehr tod als lebendig dastand, eine Strohschachtel. Er grif hastig darnach, und öffnete sie.

Post nubila Phoebus! Es giebt kein Gift ohne Gegengift, versteht sich, wenn es, wie schon der große Avicena angemerkt hat, zu rechter Zeit angewendet wird, und oft stolpert hinter dem größten Unglück ein Glück drein, das uns auf einmahl alle Leiden vergessen macht.

Der landesdirigirende Minister, welcher keine Gelegenheit verabsäumte, sich seinem Monarchen gefällig zu erhalten, schnitt dann und wann in seinen müssigen Stunden in denen er sich von seinen äußerst schweren und wichtigen Geschäften zu erholen pflegte — das heißt in den wenigen Stunden, die er sich von neun Uhr des Morgens bis zur Mitternachtszeit von der Tafel, der Jagd, dem Spatzierenfahren oder Reiten, der Assemblée, dem Theater, dem Souper und der Redoute oder Ball abmüßigen konnte, denn die übrige Zeit hindurch schlief er — Soldaten für seine Majestät aus. Die Schachtel enthielt

einige Regimenter, die er eben geschnitten hatte, weil er sich, da wegen der tiefen Trauer um den Vater des neuen Königs die öffentlichen Lustbarkeiten auf sieben Tage eingestellt gewesen waren, von seinen Geschäften mehr Zeit als gewöhnlich, hatte abmüßigen können.

Nie ist wohl einem Feldherrn ein Succurs zu gelegenerer Zeit gekommen! Dideltapp stellte sie sogleich in Ordnung, und grif unerschrocken an. Freylich waren es nur noch unexercirte Leute, bloße Rekruten; aber was den Soldaten an Uebung abging, das ersetzte der commandirende General an Klugheit und Tapferkeit; Kurz, innerhalb drey Secunden war die Bataille gewonnen.

Dideltapp war so froh über diesen Sieg, daß er nicht nur seinen Unterthanen erlaubte, sich über seine Gnade zu freuen, sondern auch dem Minister für seine dem Staate geleistete höchst wichtige Dienste den großen Kalbskopfsorden überschickte, und in allen Moscheen, wegen des glücklichen Erfolgs seiner glorreichen Waffen, ein solennes Larifari absingen ließ.

Das Achte Kapitel.

In der allerunterthänigsten und eben deswegen aller ungeheucheltsten Freude ihrer Herzen wagten es also dieser allergnädigsten Erlaubniß zufolge die allergetreuesten Unterthanen, diese ihre Freude durch prächtige Illuminationen und Freudenfeuer an den Tag zu legen.

Besonders thaten sich die Bewohner der Hauptstadt von Plicktri hervor, welche, da sie dem allerhöchsten Hofe am nächsten, natürlichsterweise am patriotischsten gesinnt waren.

Unter andern zeichnete sich die Illumination des Rathhauses durch die Neuheit und das frappante der Idee aus. Es war am ganzen Gebäude nirgends eine Lampe oder ein Licht zu sehn. Statt deren aber steckte zu jedem Fenster ein Rathsherr den Kopf heraus, und das machte den schönsten Effekt, den man sehen konnte: das Licht ihrer Weisheit schien durch ihre weißgepuderten Hirnkasten hindurch, ohngefähr wie

ein Johanniswürmchen im Monath July, wenn man es in ein Stück feines holländisches Briefpapier wickelt.

Das ganze übrige Land stand an diesem freudenvollen Abende in Feuer und Flammen; aber so viel auch Lampen und Lichter brannten, so war doch alle diese Illumination nichts in Vergleich mit derjenigen, welche in den Herzen aller getreuen Plicktrier angezündet war: die brannten, den öffentlichen Blättern zufolge — und die öffentlichen Blätter von Plicktri logen nie — alle lichterloh auf wie Wickenstroh. Was diesen Punkt betrifft, war Dideltapp ein wahrer Mordbrenner. Er sengte und brennte, wie man in eben erwähnten Zeitungen sehr deutlich lesen konnte, in den Herzen seiner allergetreuesten Unterthanen schon als Kronprinz herum; daß es eine Sünde und eine Schande war, man denke also, wie er's erst treiben mußte, da er den Thron bestiegen hatte! Und da diese Herzen unter der langen sechs und sechszig jährigen Regierung seines Herrn Vaters — warum? davon schweigen meine Quellen — so

ziemlich ausgetrocknet waren, so hätte es dies=mahl zu einer Feuersbrunst kommen können, von welcher sich die guten Plicktrier vielleicht in vielen Jahren nicht wieder erholt hätten, wenn nicht, wie mehr erwähnte Zeitungen berichten, noch zu rechter Zeit ganze Ströme von Freudenthränen dazu gekommen wären, die dem Brande glücklicherweise Einhalt thaten.

Das Neunte Kapitel.

Aber das ist wahr, es geht doch bey einem Geschichtschreiber nichts über Ordnung und Pünktlichkeit, besonders bey einem, welcher eine so äußerst interessante und merkwürdige Geschichte schreibt, als ich. Der Anfang meiner Geschichte fällt ohngefähr in das achtzehnte Jahr von Dideltapps glorreicher Regierung, und auf einmahl mache ich einen Sprung auf die Beleuchtung bey seiner Thronbesteigung zurück!

Je nun, thut auch nichts! Ich bin ein pragmatischer Geschichtschreiber, das heißt,

ein solcher der recht viel schwazt das nicht zur Sache gehört.

Machen wir also geschwind einen Sprung um achtzehn Jahre vorwärts, damit wir wieder in Ordnung kommen, und sprechen von — von was denn nun gleich? — Je, von der langen Nase des Prinzen Amaranth.

Das Zehnte Kapitel.

Prinz Amaranth war der einzige Sohn des Königs Cucuruz, dessen Staaten nahe an das Königreich Plicktri gränzten. Die scandalöse Kronik seiner Zeit behauptete zwar, er sey nicht so ganz der Sohn des Königs Cucuruz, als sich Seine Majestät wohl einbildeten, oder einzubilden vorgaben, denn Cucuruz war klug genug einzusehn, daß der Prinz eben kein Werk war, das seinem Verfasser Schande machte, und trug daher kein Bedenken ihm seinen Nahmen vorzusetzen. Vielleicht finden wir im Erfolg dieser Geschichte etwas weiteres, das uns

über die Geburt des Prinzen nähere Auskunft geben kann.

Was die Winke der skandalösen Kronik einigermaßen zu bestätigen schien, war die schnelle Verschwindung der Königin Lazuline, Amaranths Mutter. Sie kam auf einmahl weg, ohne daß jemand wußte, wohin? Cucuruz ließ indessen den Prinzen als seinen Thronerben erziehen, und erklärte sehr oft im Zirkel seiner vertrautesten Freunde — das heißt solcher Leute die eine Viertelstunde darauf der ganzen Stadt wieder vertrauten, was ihnen Seine Majestät vertraut hatte, damit die ganze Stadt, und durch sie das ganze Land hübsch erfuhr, auf welchen vertrauten Fuß Seine Majestat mit ihnen umging — daß er in seinem Leben nicht wieder heurathen würde.

Aber was die Entschlüsse gegen die Macht der weiblichen Reitze betrifft, sind, wie man will angemerkt haben, die Großmächtigsten und Unüberwindlichsten unter uns eben so schwach als wir übrigen unmächti-

gen und leichtüberwindlichen Adamssöhne. Das war der Fall bey Cucuruz.

Er blieb durch volle ein und zwanzig Jahre seinem Vorsatze fest getreu, und im zwey und zwanzigsten führte das Schicksal die Fee Carunkel an seinen Hof, und diese Fee erschütterte das Gebäude seiner Apathie bis auf die Grundfeste.

Diese Fee Carunkel war schon eine etwas zu Verstande gekommene Person, denn sie ging schon stark auf die Vierzig los — das heißt für diese Welt, denn für die Feenwelt wär das kein Alter, in dieser war sie wenigstens hundertmahl so alt — und sie war eigentlich um des Prinzen Amaranth willen an den Hof des Königs Cucuruz gekommen. Da sie aber fand, daß der König noch bey voller Gesundheit war, und folglich aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach noch lange leben könnte, und sie nicht Lust hatte, so lange Kronprinzessin zu bleiben, so nahm sie das gewisse für das ungewisse, und wurde lieber gleich Königin.

Die politischen Kannengießer zerbrachen sich die Köpfe, was wohl den König Cucuruz könnte bewogen haben, die Fee Carunkel zu heurathen. Staatsursachen waren dabey nicht abzusehen, denn sie war die Schwester eines benachbarten Königs, der eine Menge Kinder hatte; an eine Spekulation auf Vergrößerung des Reichs war also nicht zu denken: die Klügeren unter ihnen vermutheten also, es müßten Seine Majestät gewisse geheime Cabinetsangelegenheiten zu dieser Verbindung bewogen haben, und es trifft sich manchmahl von ohngefähr, daß kluge Leute recht vermuthen.

Das Eilfte Kapitel.

Die Gesundheit des Königs Cucuruz war freylich fest wie Eisen, darüber waren alle seine Leibärzte einig, aber Carunkel brachte die Weisheit aller dieser hocherfahrenen Männer ad absurdum: Ich möchte aber auch den sehen, der es in der Folge gegen eine Carunkel aushielt!

Er war in den ersten vier Monathen schon — was weiß ich? zu todte gequält, geärgert, gekränkt. Kurz im fünften Monathe starb er.

Carunkel war also Wittwe, und — — —

Doch, wir wollten ja ein Wort von Amaranths langer Nase sagen:

Amaranth hatte also wirklich eine sehr lange Nase, ein wahres Monstrum von einer Nase, und mit dieser Nase hatte es eine gar sonderbare Bewandniß, wie wir gleich hören werden.

Er hatte dieses Ungeheuer von einer Nase nicht mit auf die Welt gebracht. Die Natur, oder was es sonst seyn mag, was den Prinzen die Nasen dreht, war aber im geringsten nicht stiefmütterlich mit ihm verfahren: denn die, welche er bis zum Tode seines Vaters, das heißt ohngefähr bis in sein zwey und zwanzigstes Jahr getragen hatte, war eine recht wohlgebildete, eine römische vielversprechende Nase.

Aber eben diese vielversprechende Nase war des armen Prinzen Unglück: Wo nicht für immer, doch wenigstens für einige Zeit. —

Was doch ein Geschichtschreiber für ein geplagtes Thier ist! Eben fällt mir ein Umstand ein, den ich eher hätte erwähnen sollen: Aber glücklicherweise ists noch Zeit, meine Leser davon zu unterrichten.

Die Königin Carunkel hatte schon fünf und zwanzig Jahre vor ihrer Verheurathung mit König Cucuruz einen Sohn gebohren. Dieser Sohn hieß Hämpeditchen, und war eine Frucht ihrer Zärtlichkeit für einen gewissen Zauberer Talpatsch. Meine Leser belieben sich nur den Nahmen Talpatsch zu merken, denn dieser Talpatsch wird noch eine Rolle in dieser Geschichte spielen, so wie sein Sohn, Prinz Hämpeditchen.

Dieser Prinz Hämpeditchen war eigentlich ein Produkt, das einem Zauberer eben keine sonderliche Ehre machte. Er war so klein

und ungestaltet, daß es keinem Menschen in den Sinn kam zu vermuthen, daß bey seiner Entstehung höhere Zauberkräfte im Spiel gewesen seyn könnten. Man hätte ihn eher für das Werk eines Tagelöhners halten sollen, so ein Alltagsgeschöpf war er.

Carunkel ließ, so bald sie Wittwe war, diesen ihren Sohn, von dem vorher kein Mensch etwas gewußt hatte, an ihren Hof kommen, und bemächtigte sich vor der Hand auf alle Fälle unter dem Vorwande, daß Prinz Amaranth noch minderjährig sey, der Regentschaft: eine Sache, die ihr eben nicht schwer wurde, da sie vermuthlich durch geheime Zauberkräfte Mittel gefunden hatte, auf alle Ministers und Hofleute außerordentlichen Einfluß zu haben.

Das Zwölfte Kapitel.

Wir haben schon vorhin etwas davon gesagt, daß die Fee Carunkel eigentlich mehr

um des Prinzen Amaranth als um seines Vaters willen an des letztern Hof gekommen war. Jetzt, da ihr Gemahl todt war, erneuerte sich der Gedanke in ihr sehr lebhaft, ob sie nicht etwas mehr als einen Stiefsohn aus ihm machen könnte? Ihr Herz schwankte freylich eine Zeitlang zwischen seiner römischen Nase und der Liebe gegen ihren Sohn hin und her, denn was den letztern betrifft, hatte sie schon ihren Plan gemacht; als neue Mutter ihrer Landeskinder — man weiß wohl daß neue Liebe viel stärker ist als alte — wollte sie doch wenigstens wissen, ob der Verstand des Prinzen Amaranth seiner Nase entspräche? und ob er sich zum Beherrscher der weitläuftigen Staaten schicke, deren Regierung er jetzt antreten sollte?

Als Fee hätte sie das freylich vielleicht bequemer erfahren können, wenn sie das Buch des Schicksals nachgeschlagen hätte: aber vermuthlich hielt sie es für ungleich angenehmer und unterhaltender, wenn sie sich der Untersu-

chung in Person unterzöge, als wenn sie erst lange im Buche des Schicksals herumblätterte. Außerdem hatte sie auch oft Stunden, in denen sie es ganz und gar vergaß, daß sie Fee war, und dann ließ sie sich oft zum Umgange mit Menschen herab, zumahl wenn diese Menschen römische Nasen hatten; denn diese Taille von Nasen war ihre schwache Seite: Und daher war auch Ovidius Naso der einzige Schriftsteller, den sie las.

Dem zufolge ließ sie den Prinzen in ihr Cabinet kommen, und legte ihm allerhand Fragen vor, zu denen sie sich absichtlich vorbereitet hatte. Man behauptet sogar sie habe ihre Cammerfrauen darüber zu Rathe gezogen; und das will man daraus schließen, weil sich einige der jüngern und hübschern unter ihnen, die schon von den Geisteskräften des Prinzen vorläufige Kenntnisse eingezogen hatten, als sie von der Königin herauskamen, gewisse bedeutende Blicke zuwarfen, als wollten sie zu einander sa-

gen: „Wenn das Examen gut abläuft, so will ich, ich weiß nicht wie? heißen!“

Die Cammerfrauen hatten sich nicht geirrt. Der Himmel weiß wie es zuging: hatte Carunkel nicht gerade die glimpflichste, gefälligste und einnehmendste Methode zu fragen, oder war es die Ehrfurcht die der Prinz ihr als seiner Stiefmutter und ihrem reifern Alter schuldig zu seyn glaubte, genug der arme Amaranth kam so außer Fassung, daß er nicht im Stande war, ihr nur auf eine einzige ihrer Fragen eine befriedigende Antwort zu geben.

Carunkel konnte sich über nichts mehr ärgern, als wenn sich ein Mann, und noch dazu ein junger Mann von ihr aus der Fassung bringen ließ. Das kann man ihr auch im geringsten nicht verdenken, denn es geht in dergleichen Gelegenheiten wohl mehreren Weibern so, die noch oben drein nicht einmahl Feen sind!

Sie gerieth so in Wuth darüber, daß sie ihm augenblicklich eine ungeheuer lange Nase ins Gesicht zauberte, und ihm befahl, seine Staaten auf der Stelle zu meiden. Amaranth wollte zwar Einwendungen machen, aber Carunkel hatte, vermuthlich durch geheime Zauberkräfte, alle Großen des Landes auf ihre Seite gebracht; vielleicht ging das aber auch sehr natürlich zu, denn man will die Bemerkung gemacht haben, daß sich die Großen des Reichs unter einer weiblichen Regierung immer besser befinden, als unter einer männlichen: Warum? das weiß ich nicht. Genug Carunkel wurde als Regentin ausgerufen.

Damit noch nicht zufrieden, schrieb sie auch noch folgende Worte mit einem goldnen Griffel in das Buch des Schicksals nieder:

„Unstätt und flüchtig irre er umher, errege überall durch seine große Nase

große Erwartungen von seinem großen Verstande, und nicht eher befriedige er diese Erwartungen, als bis er einsieht, daß seine Nase zu groß ist."

Zweytes Dutzend.

Das Erste Kapitel.

Prinz Amaranth mußte also, er mochte wollen oder nicht, aus seinen Staaten mit seiner langen Nase abziehen, und die Welt auf gut Glück durchstreifen.

Damahls war diese Art zu reisen unter den Prinzen im Morgenlande nichts ungewöhnliches. Haben wir doch in unsern Tagen schon einige Prinzen vom Berge Libanon durch Europa ziehen und Almosen einsammeln sehn. So arg wars nun aber mit diesen Prinzen nicht. Sie hatten das, wars man ein geschenktes Handwerk nennt, das heißt;

Sie fanden überall wo sie nur hinkamen, Dach und Fach und Zehrung so lange und so viel sie nur wollten; und in diesem Verstande wars eben kein übles Metier ein Prinz zu seyn.

Sein erster Ausflug war ins Königreich Plicktri, und daran that er sehr weislich, weil, wie wir schon weiter oben gesagt haben, dieses Königreich zunächst an seine Staaten gränzte.

Das Zweyte Kapitel.

Prinz Amaranth reiste zwar im strengsten Incognito, aber was half ihm das? Die tausendzüngige Fama verrieth sein Geheimniß doch!

Die Publicität grassirte damahls viel mehr als sie jetzt, trotz aller Nachsicht unsrer Censurcollegien grassirt, und das heißt wirklich viel gesagt! Jetzt kann ein großer Herr ganze Jahre lang herumreisen, sobald er incognito seyn will, so erfährt kein Mensch wer er ist? Und

daher kömmts, daß heut zu Tage in keinem Staate Ungerechtigkeiten, Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten vorgehn können, weil es in der Macht unserer Großen steht, ihre Länder incognito zu bereisen, so oft sie nur immer wollen, und auf diese Art ihre Beamteten aus dem Grunde kennen zu lernen, und alles was vorgeht, persönlich zu sehn und alle Beschwerden ihrer Unterthanen selbst anzuhören, kurz sich von allem selbst zu überzeugen. Eine Kenntniß, die ein Monarch auf diese Art von seinem Lande erhält, ist doch immer ungleich zuverlässiger und unverdächtiger als alle officielle Berichte, Denunciationen und Conduitenlisten. Dafür leben wir aber auch jetzt im goldnen Zeitalter.

Damahls war noch das bleyerne Zeitalter, und folglich war das ganz anders! Die Zeitungsschreiber hatten viel feinere Nasen als jetzt, und setzten oft der Sicherheit wegen die Begebenheiten vier und sechs Wochen eher als sie sich zutrugen, in ihre Blätter. Die Journalisten machten es gerade wie die Zeitungsschreiber.

Prinz Amaranth war also noch nicht einmahl in der Hauptstadt von Plicktri angekommen, so erschien schon eine Sammlung von Bons-mots und witzigen Einfällen, die er sagen würde. Man denke wie bequem die Prinzen damahls zu dem Rufe kommen konnten, witzige Köpfe zu seyn, wenn ihnen die Journalisten die witzigen Einfälle machten! Heut zu Tage soll sich einmahl einer darauf verlassen!

Diese Sammlung betrug zwey dicke Octavbände, und ging, wie man sich leicht einbilden kann, reißend ab, denn die Plicktrier waren erklärte Liebhaber von witzigen Einfällen, zumahl wenn sie sie um den Ladenpreis bekommen konnten.

Das Dritte Kapitel.

Der Ruf seiner ungeheuern Nase ging vor ihm her. Aber so sehr der Ruf auch sonst alles übertreibt, so groß man sich diese Nase auch vorstellte, so fand man sie doch unendlich

größer als man sich sie gedacht hatte: Man fand sie sogar für einen großen Herrn zu groß. Ueberall wo er durchreiste versammelte sich der Pöbel schaarenweise, und gaffte ihn Stundenlang an. Er konnte nicht begreifen, was denn die Leute eigentlich an ihm zu sehen hätten? — Doch was sage ich? Nein! Er konnte es recht gut begreifen, denn was wär das für ein Prinz um den sich der Pöbel nicht auf seiner Durchreise gaffend drängte? Ein Prinz muß ja den Leuten interessant seyn! Nur ahndete er nicht, daß das seiner Nase zu Ehren geschäh, denn er war unter den vielen Tausenden, die sich um ihn herdrängten, um diese Nase zu bewundern und anzustaunen, gerade der Einzige, dem es nicht einmahl im Traume einfiel, daß er eine so ungeheure Nase hätte.

Das wird vielleicht manchem meiner Leser wunderbar, vielleicht manchem außerordentlich unwahrscheinlich vorkommen, aber wie Bayle sagt, la vraisemblance n'est pas toujours du coté de la verité, das heißt auf Deutsch: deswegen ists doch nicht weniger wahr.

Habe ich doch eine Dame gekannt, die einen sehr starken Buckel hatte, und die mich einmahl in vollem Ernste versicherte, daß ihr die Kleider ihrer Cousine, welche gebaut war wie die medicäische Venus, wie auf den Leib gegossen wären.

Prinz Amaranth lachte in seinem Herzen über die alberne Neugier des gaffenden Pöbels.

Das ist auch nichts besonders, denn wir Sterbliche sind nun einmahl für die Fehler unsrer Nebenmenschen sehr scharfsinnig, und für unsre eignen sehr blind. Das Evangelium von dem, der den Balken in seinem eignen Auge nicht sah, und den Splitter im Auge eines Andern entdeckte, kann hierüber zum Commentar dienen, und die Geschichte mit dem Balken und dem Splitter muß doch wahr seyn, sonst würde sie ja nicht in einem Evangelium stehen?

Der Feldmarschall A** saß einmahl neben der Gräfin B** auf dem Sopha. Auf einmahl schrie die Gräfin laut auf. Der Feld-

marschall schrie mit, sprang auf, und flüchtete hinter den Ofen.

„Worüber schreyen denn Ihro Gnaden?“ fragte er aus seinem Schlupfwinkel hervor.

„Ich glaubte, ich säh eine Spinne,“ antwortete die Gräfin.

„Das war wohl der Mühe werth:“ sagte der Feldmarschall, indem er ganz gravitätisch seinen Platz auf dem Sopha wieder einnahm, „wer wird denn um einer armseligen Spinne willen so viel Geschrey machen?“

„Und weswegen schrieen Sie denn?“ versetzte die Gräfin.

„Das war wohl etwas ganz anderes!“ erwiederte er sehr wichtig. „Ich glaubte, Sie sähen eine Maus!“

Das Vierte Kapitel.

Ein Hof mag noch so aufgeklärt, die Cavaliers mögen noch so philosophische, solide, helldenkende Köpfe, die Damen noch so gescheu-

te, vernünftige und belesene Weiber seyn — wie denn das von Anbeginnen der Welt ganz gewiß immer der Fall war, noch ist, und auch eben so gewiß in alle Ewigkeit bleiben wird, so lange es Höfe giebt — so wird sich doch sicherlich, ohne daß man es will, die Unterhaltung von ernsthaften Gegenständen ab; und auf Stadtneuigkeiten drehen.

Das ist so natürlich! Man kann doch nicht immer von Staatsgeschäften und andern ernsthaften Dingen sprechen? Das greift den Kopf viel zu sehr an: Und wer geht denn nach Hofe, um sich Kopfweh zu machen?

Das war also auch am Hofe von Plicktri der Fall. Die Cavaliers hatten schon über zwey volle Stunden vom Preise der Pferde, der Mädchen, der Hunde und der Wagen, die Damen von Friseurs, Schneidern, Modehändlerinnen und vom Theater gesprochen, als auf einmahl der Hofmarschall mit der interessanten Nachricht eintrat, daß der Prinz Amaranth im größten Incognito und mit einer noch viel größern Nase angekommen sey.

Da nun der Prinz einmahl eine so merkwürdig große Nase mitgebracht hatte, so war nichts natürlicher als daß man von dieser großen Nase sprach, und eben dieses Gespräch veranlaßte eigentlich die Frage der Königin Kickelkakel, mit welcher sich diese Geschichte anfängt.

Das Fünfte Kapitel.

Prinz Amaranth brachte nebst seiner großen Nase auch ein freyes Herz mit, und das ists eben, was mir für ihn bange macht! Wenn dieses Herz nicht von Stein oder Stroh ist — und welcher Prinz hätte wohl jemahls ein Herz von Stroh auf die Welt gebracht? — Was wird es ihm helfen? Wie lange wird es frey bleiben?

Meine Leser werden nicht wissen, warum mir für das Herz des Prinzen so bange ist? Das glaub' ich gern; aber ich, ich weiß es wohl!

Ja, wenn es keine Prinzessin Filigrane am Hofe von Plicktri gäb, da möchte alles gut seyn! Da wär nicht das geringste für den guten Amaranth zu besorgen, denn daß er sich in die Königin Kickelkakel nicht verliebt, dafür steh ich, und in eine ihrer Hofdamen eben so wenig, denn Kickelkakel litt aus gewissen Ursachen, von welchen aber keine einzige nahmentlich erwähnt ist, kein einziges weibliches Geschöpf um sich, das nicht wenigstens eine Haasenscharte, oder einen Buckel, oder eine hohe Hüfte, oder einen Kropf, oder krumme Beine, oder graue Augen, oder einen ledernen Busen, oder andere dergleichen Reitze mit ihrer liebenswürdigen Person vereinigte, welche sie zu der erhabenen Würde einer Hof- und Gesellschaftsdame ihrer Majestät qualificirte.

Aber die Prinzessin Filigrane mußte sie wohl um sich leiden, denn eine Erbprinzessin schafft man nicht so leicht auf die Seite. Es waren zwar wohl Hof- und Leibärzte genug da, die alle sammt und sonders sehr geschickte und gelehrte Männer waren — wie sich

denn das von selbst versteht, denn wo gäbs denn in der weiten Welt einen Hof- und Leibarzt, der nicht ein sehr geschickter und gelehrter Mann wär? — die allenfalls wohl bey vorkommender Gelegenheit Rath gewußt hätten, sie mit guter Art wegzubringen; aber um diese vorkommende Gelegenheit handelte sichs eben, denn die Prinzessin war klug genug, nie krank zu werden, und auf diese Art kam sie nie unter ihre Hände: Man muß wissen, nach den Landesgesetzen des Königreichs Plicktri durfte kein Arzt irgend jemanden umbringen, außer die Patienten, die er in der Kur hatte.

Das Sechste Kapitel.

Ich machte recht gern eine Beschreibung von dieser Prinzessin — doch nein! Wenn ichs auch könnte, ich thät es nicht einmahl! Ein Geschichtschreiber muß sich vor allen Dingen im Credit der Wahrheitsliebe zu erhalten suchen, und wenn ich auch noch so getreu mahlte, so würde meinen Lesern doch alles aufs äußerste

übertrieben vorkommen; und dem ohnerachtet sänk meine wärmste glühendste Schilderung von ihr im Vergleich mit dem Originale zu einem elenden armseligen Steckbriefe herab. Was hätte ich alsdenn von meiner Mühe?

Etwas muß ich aber doch von ihr sagen, wenn es auch noch so wenig ist, damit sich meine Leser doch wenigstens eine entfernte Idee von ihr machen können; denn vor der Hand ist mirs bloß um meine Leser zu thun: Was meine Leserinnen betrifft, diese sind über diesen Punkt im geringsten nicht neugierig, das weiß ich recht gut; Ihrentwegen mag die Prinzessin eine doppelte oder eine dreyfache Venus seyn, was kümmert das Sie? Aber meine Damen, erlauben Sie mir immer, daß ich auf meine Leser auch ein wenig Rücksicht nehme: Es wird dafür Gelegenheiten genug geben, wo ich ganz allein für Sie schreibe.

Also meine Herren, stellen Sie Sich vor, daß ein großer Herr eine weibliche Statüe ha-

ben wollte, deren Gleichen es an Vollkommenheit noch nie gegeben hätte. Nun müßten in der Stadt oder in dem Lande — denn beydes gilt gleich — mehrere Bildhauer seyn, von denen jeder in einem einzelnen Theile des weiblichen Körpers excellirte: der Eine zum Beyspiel in den Händen, der Andere in den Füßen, der Dritte in den Armen, der Vierte im Halse, der Fünfte im Busen, und so weiter; denken Sie sich nun, daß er alle diese Künstler zusammen an seiner Statüe arbeiten ließ, denken Sie sich, daß ein jeder seinen Theil mit möglichster Kunst arbeitete, um es den andern zuvorzuthun; denken Sie sich noch die Möglichkeit hinzu, daß alle diese Künstler in Einem Tone arbeiteten und daß die Theile so künstlich zusammengesetzt werden könnten, daß das geübteste Auge davon nichts gewahr würde, daß die Statüe so aussäh, als wär sie aus Einem Block gehauen, geben Sie dieser Statüe Leben, den Verstand einer Minerva, die Stimme einer Sirene, den Blick einer Lukretia, die Majestät einer Juno, die Bewegungen einer Grazie und den Witz einer Sevigne, und Sie

haben die Prinzessin Filigrane wie sie leibt und lebt.

Wirklich war die Prinzessin in allen ihren Theilen so vollkommen, daß man sich auf den ersten Anblick fragte: „Kann das wohl alles von Einem und demselben Meister seyn?“ Die Kenner — Sie wissen ja wohl, was die Herren Kenner manchmahl für sonderbare Grillen haben! — die Kenner also bildeten sich sogar ein, bey aufmerksamerer Untersuchung in jedem ihrer einzelnen Theile einen eigenen Styl zu entdecken, und das brachte sie auf den Einfall, daß die Prinzessin das sey, was die Franzosen ein ouvrage de societé nennen.

Die Kenner hatten das so böse nicht gemeint, denn eigentlich war es nichts anders als eine bloße Kunstgrille; die Königin Kickelkakel versicherte auch ihrem Gemahl auf ihre königliche Ehre, es sey an der ganzen Sache nichts: Indessen faßten die bösen Zungen diese Kunstgrille auf und machten eine Stadtgeschichte daraus, so daß sich König

Dideltapp genöthigt sah, durch ein eigenes Landesgesetz allen seinen Unterthanen bey Galeerenstrafe zu gebiethen, die Prinzessin Filigrane für seine rechtmäßige eheleibliche Tochter zu erkennen und zu halten, weil jene frevelhaften Vermuthungen und Aeußerungen dem armen Kinde leicht in Puncto der Thronfolge hätte Händel zuziehen können.

Die Zweifler hatten freylich noch einen kleinen Umstand auf ihrer Seite, und das war der, daß die Prinzessin auch keinen Zug von ihrem königlichen Vater hatte; deswegen ging Dideltapp aber doch aufrichtig zu Werke, und er als Vater mußte doch wohl am beßten wissen, was an der Sache war? Du mein Himmel, wenn nur die Aehnlichkeit mit dem Vater die Legalität der Kinder erwies, wenn würden denn die Gerichtshöfe mit den Erbschaftsprocessen fertig?

Man weiß ja wohl was Mutter Natur für eine Tausendkünstlerin ist, wenn sie sich mit uns armen Erdenkindern einen Spaß machen

will: Und so viel kann ich meinen Lesern versichern, daß sie in ihrer schönsten glänzendsten Laune muß gewesen seyn, als sie die Prinzessin Filigrane formte.

Das Siebente Kapitel.

Daß eine so ungeheuer schöne Prinzessin auch eine ungeheure Menge Liebhaber haben mußte, das würden meine Leser ohnehin errathen, wenn ichs auch verschweigen wollte; da aber dabey alles äußerst ehrbar, züchtig und tugendhaft zuging, so sehe ich gar nicht ein warum ich ein Geheimniß daraus machen sollte? Meinen Leserinnen kann das weiter auch keinen Verdruß machen, denn da seit diesen Zeiten schon so manche Jahrhunderte verstrichen sind, so brauchen sie nicht mehr auf die gute Filigrane eifersüchtig zu seyn, denn sie macht keiner Einzigen unter Ihnen mehr einen Liebhaber abspänstig.

Die einzige die allenfalls ein Recht hatte darüber unzufrieden zu seyn, war die Königin

Kickelkakel, und man kann ihr eben nicht nachsagen, daß sie nur im mindesten eine Gelegenheit verabsäumt hätte, dieses Recht geltend zu machen. Ihro Majestät geruheten, so oft es nur in allerhöchst Dero Kräften stand, es zu verhindern, daß die Prinzessin nicht zum Vorschein kam; aber immer ließ sich das nicht verhindern.

Auch calculirten Ihro Majestät sehr schlecht. Da die Prinzessin sehr selten im Publikum erschien, so war sie, so oft sie sich sehen ließ, immer neu, und folglich um so viel interessanter, eben darum, weil sie selten erschien.

Besonders war der Königin Ein Tag im Jahre ein Dorn im Auge. Welcher Tag das war? — Ja, das rathen Sie einmahl meine schönen Leserinnen!

Alle Welt wußte, daß Prinzessin Filigrane gebohren war, denn sie existirte, folglich mußte sie auch gebohren seyn, und folglich mußte sie auch einen Geburtstag haben —

„Ach! also der Geburtstag der Prinzessin wars, der der Königin ein Dorn im Auge war?“

Richtig errathen, meine schönen Leserinnen! Nun denken Sie einmahl: Der Geburtstag einer Erbprinzessin! Ein solcher Tag muß ja wohl gefeyert werden? Nein, einen solchen Gallatag, einen solchen Tag aller Tage ungefeyert vorbeygehen zu lassen, so etwas ließ sich der Hof von Plicktri nicht nachsagen. Wofür hätten denn die Damen ihre Roben und die Herren ihre reichen Kleider, ihre prächtigen Equipagen und Livréen gehabt?

Das Achte Kapitel.

Daß an einem solchen Tage die Prinzessin als Königin des Festes zum Vorschein kommen mußte, das versteht sich; daß an einem solchen Tage die auswärtigen Prinzen von allen Orten und Enden der Welt her, auf achtzig und hunderttausend Meilen in die Runde nach Plicktri

hingeflogen kamen wie die Schneeflocken, das versteht sich auch; und daß diese Schneeflocken — wollt' ich sagen diese Prinzen an der Sonne ihrer Schönheit zerschmolzen wie die Schneeflocken, das versteht sich mehr als alles, denn die Prinzessin müßte sonst nicht so schön gewesen seyn, als wir sie weiter oben geschildert haben.

Also so viele Prinzen, so viele Anbeter. Und da hätte man das Aechzen und das Seufzen und das Stöhnen und das Girren und das Liebäugeln sehen und hören sollen? Das war gewöhnlicher Weise der aller traurigste, der aller lamentabelste Freudentag der je an einem Hofe ist gefeyert worden. Nicht selten gabs Mord und Todtschlag, und dann und wann thaten sogar einige von diesen Herrn als hätten sie Verstand zu verlieren.

Wer aber dabey kalt, ungerührt, gefühllos blieb, das war die Prinzessin Filigrane. Es hätten sich in einer Stunde tausend Männer um ihrer Reitze willen zu todte seufzen und ächzen können, sie hätte das eben so kalt und

gelassen angesehn, wie ein Souffleur ein Trauerspiel ansieht, oder, mich eines erhabneren Gleichnisses zu bedienen, sie sah den Verwüstungen, die sie in den Herzen ihrer Liebhaber angerichtet hatte, eben so gleichgültig zu, wie Kaiser Nero dem Brande zusah, als er Rom an allen vier Ecken hatte anstecken lassen.

Man glaube indessen ja nicht, Filigrane sey von Natur so kalt und gefühllos gewesen. O nein! da würde man sich gewaltig irren! der Rechte war nur noch nicht gekommen. Sie konnte wohl fühlen! Doch ich will mir nicht vorgreifen. Es schickt sich überhaupt für einen Autor und besonders für einen Geschichtschreiber nicht, daß er aus der Schule schwatzt. Die Zeit wird alles lehren.

Das Neunte Kapitel.

Aber brechen wir, damit meinen Lesern der Mund nicht gar zu sehr voll Wasser läuft, von Filigranes Schönheit ganz ab, thun wir als

wüßten wir gar nicht, daß es eine Prinzéssin Filigrane auf der Welt giebt: Kurz, setzen wir uns an die Stelle des Prinzen Amaranth der nie Zeitungen und Journale las — denn wenn er das gethan hätte, so müßte er natürlicher Weise etwas von der Existenz und Schönheit der Prinzessin gewußt haben, weil, wie wir schon weiter oben Gelegenheit zu erinnern hatten, die Publicität damahls ungleich mehr grassirte als jetzt, und die Zeitungen und Journale folglich ungleich mehr ausplauderten als jetzt; denn da durfte kein König des Erdbodens mit seinem ganzen Hofstaate und einem kleinen Gefolge von etwa viertausend Personen eine Reise in geheimen Staatsangelegenheiten unternehmen, ohne daß nicht alle vier Welttheile augenblicklich davon unterrichtet wurden, und ohne daß nicht alle vier Welttheile — man denke, wie naseweis die Leute damahls waren, aber das machte alles die verdammte Aufklärung! — einstimmig der Meinung waren, Seine Majestät hätten besser gethan, wenn Sie die Millionen die diese Reise kostete, zum größern Nutzen ihrer Unterthanen auf Verbesserung der Stra-

ßen verwendet hätten, weil, wie eben bemeldete Zeitungen berichteten, aller Augenblicke ein Wagen aus allerhöchst Dero Gefolge stecken blieb, oder ein Gardist von ihrer Bedeckung stürzte und die Rippen brach —

„Aber Herr Autor, das ist ja ein entsetzlich, ein unbarmherzig langer Paragraph!“

Sie haben Recht! Belieben Sie nur ein wenig auszuruhen. Ueberdem ist das ein Beweis, daß ich Ihnen eine recht lange Geduld zutraue, denn ich habe mir einmahl sagen lassen, wer einen langen Odem hat, der hat auch eine lange Geduld.

Machen wir also einen Punkt. —

Jetzt darf ich aber doch fortfahren?

Also: Setzen wir uns an die Stelle des Prinzen Amaranth, der vor der Hand von der Existenz der Prinzessin Filigrane eben so wenig wußte, als — wer denn nun gleich? — als ich in dem Augenblicke, in welchem ich diese Geschichte anfing.

LB Coburg

Gehn wir jetzt in der Ordnung der Dinge fort:

Das Zehnte Kapitel.

„Also der Prinz hat eine so große Nase? fragte die Königin.

„Eine entsetzlich große Nase, Ihro Majestät! antwortete der Hofmarschall.

„Das macht mir eine gute Idee von ihm," sagte die Königin wieder, „denn ich habe immer gehört, ein Mann, der eine große Nase hat, hat auch einen großen Verstand."

Aus dem was die Königin da sagte, und aus dem Tone w i e sie es sagte, läßt sich leicht schließen, daß sie eine große Liebhaberin von großem Verstande war. Heut zu Tage ist das freylich nichts besonderes, denn was macht wohl jetzt an unsern Höfen mehr Glück, als Geist und Verstand? Aber damahls war das an einer Königin etwas ganz seltenes, etwas außerordentlich rühmens- und lobenswerthes, und eben darum hat der Verfasser

meiner Handschrift es der Mühe werth gefunden, den Fall auf die Nachwelt zu bringen.

Da die Königin Kickelkakel also eine so große Liebhaberin von großem Verstande war, so lag ihr natürlicher Weise außerordentlich viel daran, den Prinzen Amaranth kennen zu lernen, der eine so große Nase, und folglich auch einen so großen Verstand mit nach Plicktri gebracht hatte, zumahl da ihr eben der Finanzminister in einer geheimen Audienz eröffnet hatte, daß unter allen Landesprodukten von Plicktri der Verstand das am wenigsten ergiebigste sey.

Dem zufolge gab die Königin dem Hofmarschall auf der Stelle Befehl, den Prinzen Amaranth zur morgenden Cour einzuladen.

Versteht sich, daß der Regel nach bey dieser morgenden Cour die Prinzessin Filigrane nicht zu erscheinen hatte, denn es war den Tag vor ihrem Geburtstage, und folglich kein Gallatag. Ueberdem wär auch der guten Köni-

gin nicht bange gewesen, wenn die Prinzessin auch dabey erschienen wäre, denn sie machte sich, wie so viele Mütter, das Compliment, ihre obschon vollkommen mannbare Tochter so lange als möglich, für ein Kind anzusehen und als solches zu behandeln: Und was wußte ein solches Kind den Verstand zu schätzen?

Das Eilfte Kapitel.

Prinz Amaranth ermangelte nicht bey dieser Cour zu erscheinen, wie sich denn das von einem so galanten und so wohlerzogenen Prinzen, wie Prinz Amaranth war, selbst versteht — doch was brauche ich denn das erst zu sagen? Er war ja ein Prinz, und ein Prinz muß ja wohl erzogen seyn!

Es gab am Hofe zu Plicktri eine Menge Hofleute, die — weiß der Himmel wie sie dazu gekommen waren, ob von Natur, oder durch gewisse Verhältnisse und Umstände? —

recht respektable Nasen hatten; aber so wie sie den Prinzen Amaranth mit der Seinigen eintreten sahen, so strichen sie alle die Seegel.

Das Gerücht, daß Prinz Amaranth mit seiner Stiefmutter brouillirt sey, hatte sich schon allgemein verbreitet, und hieraus schloß man, daß er bloß deswegen nach Plicktri gekommen sey, um sich einstweilen, bis jene Familienstreitigkeiten beygelegt wären, da aufzuhalten, und Dienste zu nehmen.

Der Zufall fügte es, daß gerade damahls sowohl im Ministerium als auch bey der Generalität Stellen erledigt waren, um die es eine Menge Competenten gab, denen beym Anblick des Prinzen nicht wenig bange wurde.

Wollte der Prinz bey der Armee angestellt seyn? Wo gab es einen Alexander, der es mit seiner Eroberungsnase aufnehmen konnte? Suchte er im Ministerium anzukommen — welche Nase konnte sich wohl erfrechen, so weit

riechen zu wollen als die Seinige? Und man behauptet, daß ein Minister, der ein rechter Minister seyn will, einen sehr feinen Geruch haben muß.

Die Competenten um jene Stellen also waren so bescheiden, die große Ueberlegenheit des Prinzen anzuerkennen, und ihre Memoriale zurückzunehmen.

Und nun bin ich wohl recht froh, daß ich endlich einmahl auf einen Umstand gekommen bin, der meinen Lesern die Glaubwürdigkeit und Wahrheit dieser Geschichte außer Zweifel setzt!

Hätten diese Herren auf ihren Gesuchen bestanden, wären sie für des Prinzen Verdienste blind, und nur für ihre eigenen sehend gewesen, hätte jeder bey sich selbst gesagt: „Ich habe mich um diese Stelle gemeldet, folglich bin ich der einzige, der die dazu erforderlichen Fähigkeiten und Kenntnisse hat; ich muß ja am besten wissen, was an mir

ist? mit mir darf und kann es keiner auf-nehmen!" u. s. w. Wie unwahrscheinlich, wie aus der Luft gegriffen wär das gewesen? In welchem Lande, oder an welchem Hofe hätte man denn jemahls etwas ähnliches erlebt? Nein! Ich lobe mir die Wahrheit!

Meine Competenten sahen die Ueberlegenheit des Prinzen ein, keiner von ihnen wagte es mit ihm zu concurriren, jeder trat bescheiden zurück, jeder gestand sich selbst ein — bemerken meine Leser wohl, sie gestanden das nicht etwa öffentlich, denn das hätte ihre Bescheidenheit vielleicht verdächtig machen können, sondern sie gestanden sichs selbst in aller Stille ein — „Dieser da ist würdiger als ich, er verdient mir vorgezogen zu werden," und das ist die helle lautere Wahrheit, an der nicht im geringsten zu zweifeln ist, weil man so etwas alle Tage sieht und hört.

Das Zwölfte Kapitel.

Ihro Majestät die Königin Kickelkakel geruhten an dem Prinzen, trotz seiner unge-

heuern Nase viel Behagen zu finden; unglücklicher Weise behagten aber Ihro Majestät dem Prinzen gar nicht im mindesten.

Kickelkakel war gewohnt in dergleichen Angelegenheiten rasch zu Werke zu gehn; sie attakirte also frisch darauf los, aber der Prinz ließ sich in nichts ein: Je mehr Avançen sie ihm machte, je mehr retirirte er.

Es ist ein Unglück wenn die Leute so schwer begreifen, und wenn diese Leute Prinzen sind, wie das denn damahls wohl hin und wieder der Fall war — eine Sache die sich in unserm aufgeklärten Zeitalter dem Himmel sey Dank! auch geändert hat — so ists noch übler!

Die Königin sprach nun so deutlich, und Prinz Amaranth begriff sie dem ohngeachtet nicht, oder stellte sich als begriff er sie nicht.

Das letztere scheint mir das wahrscheinlichste zu seyn. Der Gebrannte fürchtet das

Feuer. In diesem alten und durch so viele Jahrhunderte bewährten Sprüchworte mag wohl die natürlichste Ursache liegen, warum sich der Prinz so geflissentlich zurückzog.

Es war ihm noch zu frisch im Gedächtniß, wie übel die Prüfung für ihn abgelaufen war, die seine Stiefmutter mit seinem Verstande vorgenommen hatte; kein Wunder also, daß er sich es zum unverbrüchlichsten Gesetz gemacht hatte, für die Zukunft allen Prüfungen sorgfältig auszuweichen, welche Damen von einem gewissen gesetzten Alter mit ihm anzustellen, Miene machten.

Natürlicher Weise mußte sich Prinz Amaranth durch dieses Benehmen auf einmahl wieder um den guten Credit bringen, in den er sich in den ersten Augenblicken seiner Erscheinung bey der Königin gesetzt hatte. Wer einer näheren Untersuchung so sorgfältig ausweicht, hat immer das Vorurtheil gegen sich, daß er bey dieser näheren Untersuchung zu verlieren

fürchtet; das ist sicher und gewiß wahr: Und wer es auf eine so wenig zweydeutige Art eingesteht, daß er sich selbst nichts zutraut, wie kann der wohl billiger Weise verlangen, daß ihm Andre etwas zutrauen sollen?

Die Königin versicherte noch an demselben Abende ihren Kammerfrauen beym Auskleiden, Prinz Amaranth sey un jeune homme extrêmement gauche.

Die Kammerfrauen thaten zwar des Respects wegen als glaubten sie das, und schwiegen, denn wer darf es wagen, einer Königin ins Gesicht zu widersprechen? Im Herzen aber nahmen sie sich doch die allerunterthänigste Freyheit, den Ausdruck Ihrer Majestät etwas unglimpflich zu finden.

Wenigstens glaubten sie, die Königin könnte sich auch wohl irren, denn sie hatten vor der Hand die Nase des Prinzen gar im ge-

ringsten nicht gauche gefunden, und zweifelten daher ganz und gar nicht, daß sein Verstand und sein übriges Benehmen diese Nase nicht Lügen strafen würde.

LB Coburg

-4. 6. 81
-7. 9. 82

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jünger, Johann Friedrich,

Prinz Amaranth mit der grossen Nase eine moralische Erzählung aus den Jahrbüchern der Regierung König Dideltapp des Großen und dessen Gemahlin, Kikelkakel der Weisen; Nebst historischen Nachrichten von der Königin Carunkel, dem Prinzen Hämpeditchen und dem Zauberer Talpatsch
Bd.: 1

1799

Coburg, Landesbibliothek -- D II 11
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11940698-4